



Mehr als ein Jahrhundert ist jetzt dahingegangen, seit sich die Fürstengruft zu Weimar über dem sterblichen Teile Goethes geschlossen hat. Wir sehen nicht mehr den Menschen vor uns, dieses Glück fehlt uns, aber wir dürfen ihn erkennen in seinem Werke.

Goethes faunistische Natur suchte möglichst viele Lebensgebiete zu erfassen. Wo er hingriff, wandelte er Chaos in Kosmos. Dabei verließ er sich nur auf eine Quelle der Erkenntnis: Die Erfahrungswelt. Aber hinter dem sichtbar Gestalteten suchte er das unsichtbar Gestaltende. Für ihn ist die Ideenwelt in der Erfahrungswelt eingeschlossen und darum aus ihr erkennbar. So sucht er die wirkende Gottheit in der Natur und prägt sein berühmtes Doppelwort: „Gottnatur“.

Diese seine Lehre von der ursprünglichen Identität alles Seins brach die Bahn für den modernen Gedanken der Entwicklung. Durch sein unerklärliches Festhalten an diesem großen Gedanken entdeckte er den Zwischenkiefer-Knochen, stellte er seine Lehre von der Metamorphose der Pflanzen auf, bedeutungsvolle Entdeckungen, die ihm heute nicht mehr bestritten werden.

Aber wer die Welt so in ihrer großartigen Gesamtheit sieht, kann nicht erwarten, daß der reine Fachgelehrte, der den Blick immer nur auf Einzelnes richtet, ihn versteht. Wie für die Mehrzahl der Gelehrten seiner Zeit ist Goethe heute noch der dilettierende Poet, der sich in Dinge mischte, über die ihm kein Urteil zustand.

Der wichtigste Vorbehalt, der gegen Goethes Naturanschauung gemacht wird, ist der, daß sie „unwissenschaftlich“ sei. Die Gegenwart nennt Wissenschaft nur die Art von Weltbetrachtung, die durch Beobachtung oder Experiment einen Einblick in die kausalen Zusammenhänge des

Naturgeschehens zu erhalten sucht. Sicherlich erzielt sie dadurch Erfolge, vor allem in der Technik. Sie folgt Bacon von Verulam, der die Vorseitigung philosophischer Ideen und Begriffe — der „Idole“ — forderte, und den man als Begründer der modernen naturwissenschaftlichen Forschungsart bezeichnen kann. Wohl ist die Wissenschaft so zu tiefen Einblicken in die Natur gelangt, aber die Hypothesen, die auf dieser Erfahrung aufgebaut wurden und werden, lassen sich auf die Dauer nicht aufrecht erhalten, sie führen, wie Dingler sagt, „zum Chaos“. Die Natur läßt sich eben nicht in ein Schema pressen. Die fortlaufende Entwicklung überholt alle Theorien. Es ist durchaus nötig, diese Theorien mit einem höheren Sinn zu erfüllen und dem ewig fließenden, wechselnden Fortgang gerecht zu werden.

Diese wichtige Erkenntnis hat Goethe, „der Naturshauer“, wie er genannt sein wollte, vorweg genommen. Er bildet keine Theorien. Seine Erfahrung belebt er mit schöpferischen Ideen. Er findet den Weg von der äußeren Form zum Wesen der Dinge, — er steigt zu den „Müthern!“ Seine Naturwissenschaft ist eine Weltallslehre.

Diesen Kernpunkt des Problems haben nur Forscher durchschaut, die von vornherein Goethes Weltanschauung als ein Ganzes genommen haben. Nur sie vermochten zu erkennen, daß sich die Farbenlehre auf einem Gebiet bewegte, das die Begriffsbestimmungen der Physiker gar nicht berührt. Die Physik kennt einfach alle die Grundbegriffe der Goetheschen Farbenlehre nicht. Sie kann somit von ihrem Standpunkt aus diese Theorie gar nicht beurteilen. Goethe beginnt eben da, wo die Physik aufhört!

Goethe war in Europa der Erste, der in der theoretischen Architektur Betrachtung einen deutlichen Begriff von der natürlichen Funktion der Kunstmittel gegeben hat, z. B. von der stützenden, trennenden oder verbindenden Wirksamkeit einer Säule, d. h., er wünschte in den Kunstformen die Natureigenschaften erkannt zu sehen. In der Malerei vermischte Goethe eine ähnliche Funktionslehre für die Farben, und das gab den Antrieb zu seiner Farbenlehre. Er wollte in der Natur selbst die Bedingungen auffuchen, nach denen sie Farben bereitet und verwendet. Er war davon überzeugt, daß hier eine Gesetzmäßigkeit waltet, die der Mensch anzuerkennen hat, und das reiche Material, das er zur Geschichte der Farbenlehre unermüdlich herbeibringt, bildet sicher das erste Muster einer Geistesgeschichte, die wirklich diesen Namen verdient.

Am dieser einzelnen Fachwissenschaft entwickelt er, indem er das Wesen des Menschen als ein Allphänomen hinstellt, das Verhalten dieses Phänomens zu den Objekten.

So wuchs er in den Kampf mit Newton hinein, der heute noch nicht beendet ist: Es stehen sich eben zwei Weltanschauungen gegenüber! Newton, als Mechaniker und Mathematiker, sah unter den Lichterscheinungen rein mathematische Erscheinungen, eingestellt einzig auf Berechenbarkeit; die lebendige, physiologische und psychologische Seite ließ er ganz unbeachtet. Vielleicht nur unbewußt, denn für sein Zeitalter hatte der Begriff „Erkennen“ nur den einen Sinn: Eine Sache so einzufangen, daß sie sich teilen, messen und berechnen läßt.

Goethe dagegen kam an die Farben heran vom Sehen, durch das lebendige Subjekt, das Auge; er suchte darin nicht berechenbare, zerlegbare Objekte, sondern Wirkungen von Kräften, wie er sagt: „Taten und Leiden des Lichts.“

Er untersucht erst die Bedingungen der Farbe durch das lebendige Auge, dann die Manifestationen der Farbe im Subjekt, d. h. physiologisch, dann zwischen Subjekt und Objekt, also physisch, zuletzt an den Objekten, d. h. chemisch. — Im Anschluß daran untersucht er den Gebrauch, den die Natur von ihrem Farbenschatz macht, d. h. die koloristischen Prinzipien der Natur bei der Ausstattungen ihrer bunten Geschöpfe, Pflanzen, Tiere, und zuletzt die sinnliche und sittliche Wirkung der Farben auf den Menschen.

Goethes Kampf mit Newton ist gewiß wissenschaftlich bedeutsam; kein Biograph dieses Universalgenies kann daran vorbeigehen. Es ist aber immer wieder zu betonen: Es ist nicht der Kampf zwischen 2 Seh-arten oder zwischen 2 Theorien, sondern der Kampf zwischen 2 Weltanschauungen. Newton sah und suchte die Farbe als Zahl und Verhältnis, Goethe als Erscheinung und Wirkung.

Goethe hat alles in seiner Farbenlehre an unendlich vielen praktischen Versuchen erläutert; man kann daher die Abhandlungen nur in kurzem Umriss schildern. Das Werk zerfällt in 3 Hauptteile: 1) den didaktischen Teil, 2) die Polemik gegen Newton, 3) die Geschichte der Farbenlehre.

Als bekannt setzt Goethe voraus: Das Licht und das Auge. Aber das letztere äußert er sich außerordentlich genial. Wir finden in nachgelassenen Aufzeichnungen folgende Stellen: „Das Auge ist das letzte, höchste Resultat des Lichtes auf den organischen Körper. Das Auge als ein Geschöpf des Lichtes leistet alles, was das Licht selbst leisten kann. Das Licht überliefert das Sichtbare dem Auge, das Auge überliefert's dem ganzen Menschen. Das Ohr ist stumm, der Mund ist taub; aber das Auge vernimmt und spricht. In ihm spiegelt sich von außen die Welt, von innen der Mensch. Die Totalität des Innern und Äußeren wird durch das Auge vollendet.“

Und weiter: „Die ganze Natur offenbart sich durch die Farbe dem Sinn des Auges; das selbe sieht keine Form, sondern Hell, Dunkel und Farbe zusammen machen allein dasjenige aus, was den Gegenstand vom Gegenstand, die Teile des Gegenstandes von einander, für's Auge, unterscheidet. Aus diesen Drei — Hell, Dunkel und Farbe — bauen wir die sichtbare Welt und machen dadurch auch zugleich die Malerei möglich, welche auf einer Leinwand eine weit vollkommener sichtbare Welt, als die wirkliche es sein kann, hervorzubringen vermag. — Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das feinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Licht für's Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.“

Goethe erinnert dabei an die alte ionische Philosophenschule, welche mit größter Bedeutsamkeit immer wiederholt hätte, daß Gleiches nur von Gleichem erkannt werden könne, und

formt den Ausspruch Jakob Böhmes zu den herrlichen Worten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,

Wie könnten wir das Licht erblicken?

Lebt nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,

Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Un einer anderen Stelle sagt Goethe: „Die unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen, aber sich beide als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es erfasslicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachen Zustande wird uns die leiseste Lichtwirkung bemerkbar; ja, wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor. Vielleicht machen hier diejenigen, welche nach einer gewissen Ordnung zu verfahren pflegen, bemerklich, daß wir ja noch nicht einmal entschieden erklärt haben, was denn Farbe sei? Dieser Frage möchten wir hier aber gern ausweichen und uns auf unsere Ausführung berufen, wo wir gezeigt haben, wie sie erscheine. Denn es bleibt uns hier auch nichts übrig, als zu wiederholen: Die Farbe sei die gefesmäßige Natur in bezug auf den Sinn des Auges. Wir müssen aber voraussetzen, daß jemand diesen Sinn habe, daß jemand die Einwirkung der Natur auf diesen Sinn kenne, — denn mit dem Blinden läßt sich nicht über Farbe sprechen.

Damit wir aber nicht gar zu ängstlich eine Erklärung zu vermeiden scheinen, möchten wir das Erstgesagte folgendermaßen umschreiben: Die Farbe sei ein elementares Naturphänomen für den Sinn des Auges, das sich, wie die übrigen alle, durch Trennung und Gegensatz, durch Mischung und Vereinigung, durch Erhöhung und Neutralisation, durch Mitteilung und Verteilung usw. manifestiert und unter diesen Naturformen am besten angeschaut und begriffen werden kann.“

Goethe behandelt in seiner Farbenlehre zuerst die sog. physiologischen Farben, die dem Subjekt, — dem gesunden Auge — angehören, die als notwendige Bedingung des Sehens betrachtet werden müssen, weil sie auf die lebendige Wechselwirkung des Auges in sich selbst und nach außen hindeuten.

Manche bezeichnen sie als Augentäuschungen

und Gesichtsbetrug, Scherffer nennt sie Scheinfarben, Darwin ocular spectra. Je nachdem die Netzhaut krank oder geschwächt ist, können sie natürlich auch pathologisch sein; die letzteren streift Goethe nur kurz, er demonstriert seine Ausführungen hauptsächlich am gesunden Auge und stellt dar, wie sich die Netzhaut bei Einwirkung von Licht, Finsternis oder Farben verhält, und was wir dabei wahrnehmen. Also die bekannte Tatsache, daß eine schwarze Scheibe hell erscheint, wenn man sie erst längere Zeit betrachtet und dann das Auge auf eine dunklere Fläche oder Wand richtet, — oder daß im geschlossenen Auge ein purpurnes rundes Bild erscheint, wenn man zuvor mehrere Sekunden in die Sonne gesehen hat. Er stellt fest, welches die Farben sind, die sich wechselseitig gefesmäßig im Auge fordern: Gelb fordert Violett, Orange Blau, Purpur Grün und umgekehrt.

Die farbigen Schatten, bei denen diese Phänomene dauernd zu beobachten sind, werden auch behandelt. Erst 100 Jahre später wagten Maler, besonders der französischen Schule, farbige Schatten zu malen!

Das eigentlich umstrittene Gebiet, — die physischen Farben — nennt Goethe diejenigen, zu deren Hervorbringung gewisse materielle Mittel nötig sind, die selbst keine Farbe haben, — also durchsichtig, durchscheinend oder undurchsichtig sind. Er nimmt 3 Klassen an, je nachdem das Licht 1) durch einen durchscheinenden oder durchsichtigen Körper hindurch geht, 2) von einem undurchsichtigen zurückgestrahlt wird, oder 3) an dessen Rändern hervortritt.

Zu den physischen Farbenercheinungen gehören auch Morgen- und Abendröte, die Farbenercheinungen an einer brennenden Kerze, die anders sind, ja nachdem man einen hellen oder dunklen Hintergrund für sie wählt; die Tatsache, daß Tauchern der Grund des Meeres bei hellem Sonnenschein purpurn erscheint, u. s. f.

Zu diesem Komplex gehören weiter alle Arbeiten mit dem Prisma, die Goethe in größter Ausführlichkeit schildert. Er zeigt, wie sich durch Bewegung des Prismas in schiefer Richtung zu parallelem Mittel die geforderten Farben in allen Nuancen hervorbringen lassen.

Die 3. Abtheilung, die chemischen Farben, erklärt Goethe etwa folgendermaßen: „So nennen wir diejenigen, die wir an Körpern erregen, fixieren, steigern oder wieder fortnehmen können; alle Körper sind der Farbe fähig, ihre Dauer ist meist ihr Kennzeichen.“

Hierher gehört auch die Fähigkeit der Me-

talle, ihre polierte Oberfläche bei Erhitzung von einer Reihe von Farbenercheinungen überlaufen zu lassen, was schon die alten Alchemisten sorgsam beobachteten, die Färbungen von Glas u. s. w. Alle in dieses Gebiet reichenden Möglichkeiten sind bis ins Kleinste ausgearbeitet!

Gekrönt aber ist die ganze Lehre von der Betrachtung über die sinnliche und sittliche Wirkung der Farbe. Goethe beschreibt jede einzelne Farbe in dieser Beziehung eingehend und begründet seine Argumente z. T. rein esoterisch; er hat auch ein Kapitel vom allegorischen, symbolischen und mystischen Gebrauch der Farbe.

Er bringt sogar Gedanken über das Verhältnis von Farbe und Ton und sagt, sie ließen sich zwar nicht vergleichen; aber beide auf eine höhere Formel bringen, das Geierte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, wäre das Leben der Natur, das Ein- und Ausatmen der Welt.

Wir wollen nun kurz und klar die gegensätzlichen Standpunkte herausarbeiten, von denen Newton einerseits und Goethe andererseits ausgingen:

a) Die Lehre Newton's:

1) Das Licht ist zusammengesetzt, heterogen, also verschiedenartig.

2) Das Licht ist aus farbigen Lichtern zusammengesetzt.

3) Das Licht wird in 7 Arten, oder vielmehr in unzählige dekomponiert.

4) Wie es dekomponiert wurde, so kann es wieder zusammengesetzt werden.

b) Die Lehre Goethe's.

1) Das Licht ist das einfachste, unzerlegteste, gleichartigste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt.

2) Am allerwenigsten aus farbigen Lichtern. Jedes Licht, das eine Farbe angenommen hat, ist dunkler als das farblose Licht. Das Helle kann nicht aus Dunkelheit zusammengesetzt sein.

3) Es gibt nur 2 reine Farben, Blau und Gelb. Eine Farbeigenschaft, die beiden zukommt, Rot, und 2 Mischungen, Grün und Purpur; das übrige sind Stufen dieser Farben oder unrein.

4) Weder aus verwandten Farben kann farbloses Licht, noch aus farbigen Stoffen ein weißes zusammengesetzt werden. Alle derartigen Experimente sind falsch aufgestellt oder falsch gedeutet.

5) Die Farben werden an dem Licht erregt, nicht aus dem Licht entwickelt. Hören die ent-

sprechenden Bedingungen auf, so ist das Licht farblos wie vorher; nicht weil die Farben in dasselbe zurückkehren, sondern weil sie aufhören, so wie der Schatten farblos wird, wenn man die Wirkung des zweiten Lichtes fortnimmt.

Bei Newton sind die Farben also ursprünglich da, bei Goethe entstehen sie erst. Das Prisma stellt sie nicht heraus, sondern es gibt nur die Möglichkeit, daß sie überhaupt entstehen. Das Licht ist nicht zusammengesetzt, es ist eine Einheit. Als solche ist es ursprünglich, die Farben sind sekundär erst aus ihm abgeleitet. Newton leitet umgekehrt das Licht aus den Farben ab. Er spricht auch immer von einem „Lichtstrahl“, der auf das Prisma fällt. Auch dieser Begriff ist falsch, denn ihm liegt die Vorstellung zugrunde, als ob das Licht aus Strahlen bestünde, während in Wirklichkeit solche Strahlen nur Linien sind, die man in das Licht hineinzeichnet oder denkt, um die Richtung der Ausbreitung damit anzudeuten.

Goethe sagt darüber: „In der Chromatik nämlich setze ich Licht und Finsternis einander gegenüber; diese würden zueinander in Ewigkeit keinen Bezug haben, stellte sich nicht die Materie zwischen beide. Diese sei nun undurchsichtig, durchsichtig oder gar belebt, so wird Helles und Dunkles an ihr sich manifestieren und die Farbe folglich in tausend Bedingungen an ihr entstehen.“

Das Erste, Ursprüngliche also ist „Licht-Finsternis.“ Die sog. „Erübe“ tritt dazu. Es entstehen Farben. Die Erübe verdichtet sich, sie wird zu Weiß. „Die vollendete Erübe“ — sagt Goethe — „ist das Weiße, die gleichgültigste, hellste, erste undurchsichtige Raumerfüllung.“

Es ist nötig, gerade hier die Begriffe scharf zu umreißen; was Goethe die „Erübe“ nennt, darf also nicht identifiziert werden mit den Wolken oder Dünsten. Das Durchsichtige selbst ist schon der erste Grad der Erübe, das Undurchsichtige dagegen ist keine Erübe mehr. —

Wir sind nun imstande, Goethes Farbenlehre als geistige Leistung in die weltgeschichtliche Entwicklung des menschlichen Geistes hineinzustellen. Und da muß das Urteil lauten: Goethe hat dem Abendlande das Geschenk, was das alte Indien in seiner Lehre von den drei Gunas besaß. Diese sind die Urbestandteile der Materie, aber genau so wie Goethe in seiner Farbenlehre betrachteten die alten indischen Philosophen diese Bausteine der materiellen Welten in ihrer

Doppelnatur als kosmische und als geistig-seelische Erscheinungen. *Tamas* bedeutete ihnen nicht nur die Materie in ihrer Beharrung, also entsprechend dem „Salz“ der Alchemisten und dem Saturn der Astrologen, sondern auch als Bindung, die den Geist an die Materie fesselt. *Rajas*, der Goethischen „Trübe“ entsprechend, war für sie nicht nur jede Trübung, welche durch Wirken in materiellen Zuständen, z. B. durch Rühren in einer kolloiden Lösung, entsteht, sondern auch die Trübung der Seele durch Leidenschaften. Im *Sattva*, der dritten *Guna* schließlich, erkannten sie das Licht und die Erleuchtung.

Ich habe versucht, diese Lehren in meinen „Studien zum altindischen Weltbild“, (Vehlow Kalender, 1936, S. 122 ff.), darzulegen. Neuerdings hat Joh. Vehlow im siebenten Bande seines großen Lehrwerkes, in der Eösterischen Astrologie, S. 377 ff. dieses alte Weistum auf seine Ursprünge und ihren Zusammenhang mit den Mondstationen untersucht und in einer sehr instruktiven Zeichnung die Verteilung der *Gunas* auf das System von 13 Mondstationen wiederhergestellt.

Es handelt sich also nicht um rein physikalische Untersuchungen, sondern um erkenntnistheoretische! Brahmanismus wie Buddhismus in Indien arbeiten mit dem Begriff der 3 *Gunas*. Beide glauben, daß der menschliche Geist die *Gunas* beherrschen könne, und sie wollen die Herrschaft des Geistes über sie lehren. Aber diese beiden großen Weltlehren haben sich ganz verschiedene Ziele gesetzt. Der Brahmane will die *Gunas* kontrollieren, um überhaupt erst dem Geiste zu einer klaren, ungetrübten Erkenntnisfähigkeit zu verhelfen. Dann will er mit erleuchtetem Geiste als Krone der Schöpfung die Welt regieren. Der Buddhist will sich der Macht der *Gunas* entziehen und von ihrem Blendwerk frei werden. Weiter wünscht er sich nichts. Er will nicht von neuem mit höherer Erkenntnis in die Scheinwelten greifen, wenn er nicht gerade ein *Bodhi*jatta werden möchte, der aus Mitleid mit seinen leidenden, noch verblendeten Brüdern wieder in die Daseinswelten hinabsteigt.

Alle Yogalehren sind daher ursprünglich Lehren von der Beherrschung der *Gunas* bzw. Vorbereitungslehren für dieses große Werk. Das sieht man noch ganz deutlich am „Yogakatechismus“ des Patanjali, obwohl er in der Form, wie er uns vorliegt, schon durch mehrfache Über-

arbeitungen auf den Weg, wir müssen sagen den Abweg gebracht ist, ein Lehrbuch der Zauberei zur Erlernung einzelner „übersinnlicher“ Fähigkeiten zu werden. Alt sind also an diesem Werke alle Stellen, wo von den *Gunas* die Rede ist oder Vorarbeiten für ihre Durchschauung und Beherrschung gegeben werden. So wäre es möglich, eine gereinigte Form dieses an sich bedeutenden Werkes wiederherzustellen. Goethes Farbenlehre hat uns auch dazu den Schlüssel gegeben, ein Beweis, wie ein wahrhaft genialer Geist über die Jahrtausende hinweg einen anderen erklären kann.

Der Buddha dagegen hat sich über die Natur der *Gunas* nicht ausgesprochen. Er hat ja überhaupt über alles Metaphysische geschwiegen; er hatte bereits die Erkenntnisstufe erreicht, auf die das Abendland erst durch Kant erhoben wurde. Für den Trug der Sinne gibt er das berühmte Beispiel von den drei Blinden vor dem Elefanten. Der eine umarmt ein Bein des Tieres und folgert: „Aha, eine Säule!“ Der andere rennt gegen den Bauch und ruft: „Ich stehe vor einer Wand!“ Und der dritte entsetzt sich vor einer Schlange, denn — er hat den Rüssel gepackt!

Von dieser Kritik der Sinne ist auch Goethe ausgegangen. Und solange wir dem Trug der Sinne glauben oder dem Trug von Apparaten, die uns ja auch nur immer das Trugspiel der *Gunas* zeigen, solange werden die Millionen und Milliarden von Lichtjahren in unserer Astronomie nicht aussterben. Solchem Blendwerk ist Goethes Geist nicht verfallen. Weise beschränkte er sich darauf, wie einst die Schöpfer der echten Yogalehren, Ursachen und Wirkungen in der weltweiten Verkettung geistiger, seelischer und materieller Gegebenheiten festzustellen. Und er wagte auf Grund dieser Funktionslehre, die z. B. in der Quantentheorie schon siegreich in unser Weltbild Einzug gehalten hat, noch mehr als der Buddha. Er wagte einen Ausspruch über absolute Werte:

„Licht und Geist, jenes im Physischen, dieser im Sittlichen herrschend, sind die höchsten denkbaren unteilbaren Prinzipien“.

Wir brauchen nicht zu streiten, ob dieser Satz mit menschlicher Erkenntnisraft beweisbar ist. Er ist ja nicht nur eine Weltthese, er ist auch eine schöpferische Tat. Mit ihr hat sich Goethe — und damit auch seinen Kontinent, das Abendland, — im Ringen mit dem Kosmos in die vorderste Reihe gestellt.